**Neros Tod**

Lion Feuchtwanger

Die Nachricht, daß sein Gouverneur in Frankreich meu­tere und ihn für abgesetzt erklärt habe, erhielt Kaiser Nero am neunzehnten März, in Neapel, wo er mit Kunst, Hin­gabe und Erfolg den Ödipus spielte. Nero lachte. Zu sei­nen Freunden sagte er, dieser Aufstand in Frankreich komme ihm sehr gelegen; er habe jetzt einen guten Vor­wand, die reiche Provinz nach Kriegsrecht auszuplündern und mit ihren Schätzen seine leeren Kassen zu füllen. Spä­ter am Tag ging er in den Zirkus und wohnte mit Interesse den Endkämpfen der Schwerathleten bei. Während der Abendtafel kamen noch mehr alarmierende Depeschen aus Frankreich. Der Kaiser überflog sie, zerriß sie lässig, schüttelte den Kopf über seinen wahnsinnig gewordenen Gouverneur.

Er ließ eine volle Woche vergehen, ohne irgendwelche Maßnahmen zu treffen. Als sein Kabinettchef Hel behut­sam zu erwägen gab, ob es nicht ratsam sei, einen Tagesbe­fehl an die westlichen Armeen oder an die für den großen orientalischen Feldzug in Marsch gesetzten Truppen zu erlassen oder auch eine Botschaft an den Senat, erklärte der Kaiser, er wolle in zehn Tagen wieder im Theater auf­treten und habe nicht Lust, seinen Atem und seine Stimme an etwas so Läppisches wie den verrückten Aufstand in Frankreich zu vergeuden. Es kostete seine Minister viel Mühe, bis sie ihn dazu bewogen, einen Preis von zehn Millionen auf den Kopf des aufständischen Gouverneurs zu setzen und ein Handschreiben an den Senat zu schik­ken. Er selber, teilte er dem Senat mit, sei durch ein Hals­leiden verhindert, nach Rom zu kommen, und müsse des­halb die Berufenen Väter schriftlich auffordern, ihm und dem Staat Genugtuung zu verschaffen.

Allein die Depeschen aus dem Westen wurden immer be­drohlicher, und der Kaiser mußte sich endlich doch, seuf­zend über die Störung seiner Kunstreise, entschließen, nach Rom zurückzukehren. Auch jetzt, immer mit Beru­fung auf Heiserkeit und Halsschmerzen, unterließ er es, im Senat zu erscheinen, und begnügte sich, die wichtig­sten Mitglieder dieser Körperschaft zu sich auf den Palatin zu laden. Als sie eiligst eintrafen, sprach er jedoch nicht von Politik, verbreitete sich vielmehr ausführlich über die Verbesserungen, die auf seinen Rat der große Orgelbauer Ktesib aus Alexandrien an seinen Wasserorgeln ange­bracht hatte. Nächstens, versprach er, werde er einige die­ser neuen Instrumente öffentlich vorführen. »Vorausge­setzt, daß mein Gouverneur in Frankreich es erlaubt,« setzte er lächelnd hinzu, und das war alles, was er zur Lage zu bemerken hatte.

Am sechzehnten April traf die Nachricht ein, General Galba, der Gouverneur von Spanien, habe sich mit seinem meuternden Kollegen in Frankreich solidarisch erklärt und sei von den Westarmeen zum Kaiser ausgerufen wor­den. Für den siebzehnten April hatte Nero die führenden Männer Roms zu einem Bankett gebeten. Bei diesem Bankett trug er zur Melodie eines obszönen Liedes ein witziges Couplet auf die beiden meuternden Generäle vor. Er freute sich, als man ihm wenige Tage später berichtete, daß die ganze Stadt dieses Couplet singe.

Kaiser Nero war damals dreißig Jahre alt; er hatte gezeigt, daß er, wenn es darauf ankam, tatkräftig handeln konnte. Aber die Maßnahmen gegen den sich immer weiter aus­breitenden Aufstand im Westen traf er mit sonderbar spie­lerischer Lässigkeit. Vielleicht fühlte er sich zu sicher, viel­leicht war er zu tief überzeugt von seinem Glück.

Sein Militärkabinett dirigierte Teile der für die orienta­lische Unternehmung in Marsch gesetzten Truppen nach Norditalien und suchte dort eine neue Armee zu bilden. Doch diese Abwehrmaßnahmen vollzogen sich ohne rechten Schwung. Die Minister und Generäle waren ge­hemmt durch des Kaisers Indolenz. Er begnügte sich, die Urkunden zu unterzeichnen, die man ihm vorlegte, aber man konnte ihn nicht dazu bewegen, das Kommando der neugebildeten Armee zu übernehmen und an ihrer Spitze gegen die Aufständischen zu ziehen. Seinen Räten, als sie ihn dazu aufforderten, gab er zur Antwort, es sei klüger, wenn er sich allein und unbewaffnet zu der westlichen Ar­mee begäbe, um sie durch eine kunstvolle Ansprache zum alten Gehorsam zurückzurufen. »Worte sind stärker als Waffen,« wiederholte er mehrere Male.

Überhaupt trug er sich mit müßigen, romantisch aus­schweifenden Projekten. Sprach etwa davon, den ganzen Senat, ja die ganze unzuverlässige Bevölkerung der Stadt Rom exekutieren zu lassen, zumindest aber alle Einwoh­ner französischer Abstammung. Dann wieder wollte er sich mit dem Senat, der von Tag zu Tag schwieriger wurde, vergleichen, wollte abdanken, sich mit der Herrschaft über Ägypten begnügen. Sollten die Ägypter ihn nicht an­erkennen, dann wollte er von den Erträgnissen seiner Schauspielkunst leben.

Die Bevölkerung Roms setzte der Mobilmachung, welche die Kommandeure der neugebildeten Armee anordneten, dumpfen Widerstand entgegen. Auch die Kriegssteuern kamen nur langsam ein. Die Zufuhr aus dem Westen stockte, Ägypten und Libyen hielten die Kornschiffe zu­rück, die Preise der Lebensmittel stiegen. Als ein ägypti­sches Schiff nicht den erwarteten Weizen brachte, sondern nur Nilsand für die Ringkämpfe der kaiserlichen Arena, kam es zu Unruhen. Die Massen hingen zwar an dem ver­schwenderischen und glänzenden Kaiser, dem letzten Nachfahren des großen Cäsar. Aber der alte republikani­sche Adel, die Beamten-Aristokratie, die römisch-chau­vinistischen Großgrundbesitzer Italiens verübelten ihm seine kosmopolitische, liberalistische, den Osten bevor­zugende Politik, sie gewannen immer mehr Anhänger und wurden täglich kühner. Den Bildsäulen des Kaisers wur­den Schmähplakate umgehängt. Anspielend auf den Na­men jenes Generals Vindex, von dem die Revolte ausge­gangen war, – Vindex bedeutete Richter – veranstaltete man nächtliche Raufereien, um die ganze Stadt von dem Ruf widerhallen zu lassen: »Den Richter her, Vindex her.« Der Kaiser hatte von je darauf gehalten, daß man ihm die Berichte der Verwaltungsbeamten und der Polizei unge­schminkt übermittle, und man setzte ihn auch jetzt in Kenntnis von den Vorgängen. Er hörte sich alles an, aber er äußerte nur selten etwas dazu, und wenn, dann etwas Verächtlich-Beiläufiges.

Dumpf und bedrohlich mittlerweile rückte der Aufstand näher, obwohl die Stadt selber durch die Anwesenheit der zwölftausend Mann Leibgarde im Zaum gehalten wurde; diese hochbezahlte, verhätschelte Elitetruppe galt mit Recht als dem Kaiser besonders ergeben. Auch die Armee, die man in Norditalien zusammenzog, bestand aus zuver­lässigen Truppenteilen. Doch die Soldaten erwarteten, daß Nero sich ihnen zeige, Ansprachen halte, sich um sie bemühe. Er weigerte sich, das zu tun, und diese sonder­bare Passivität kam seinen Gegnern zustatten. Ihre Emis­säre arbeiteten geschickt, die Kommandeure der dem Nero treuen Kontingente verloren an Autorität, da sich der Kaiser nicht in Person hinter sie stellte, und am achten Juni traf in Rom die Nachricht ein, daß nun auch große Teile der neugebildeten norditalienischen Armee zu den Meuterern übergegangen seien und sich auf den Präten­denten Galba hätten vereidigen lassen.

Nero saß bei Tisch, als er die Depesche erhielt. Er riß sie in Fetzen, stieß den Tisch um und zerschmiß seine beiden Lieblingsgläser, die homerischen, in die kunstvolle Gold­reliefs eingelassen waren, Szenen aus der Odyssee dar­stellend. Mit wilden Worten hieß er seine Gäste gehen. Nach einer Weile Alleinseins verlangte er nach Lokusta, einer Dame, die in den Listen des kaiserlichen Haushalts als Beschließerin geführt wurde, und deren Funktion nie­mand recht klar war, und er forderte Gift von ihr. Sie über­reichte ihm die Tropfen in einer goldenen Kapsel, aber die war ihm nicht gut genug, und es mußte eine geschmack­vollere Büchse gefunden werden.

Übrigens war der Kaiser schon nach wenigen Stunden wieder voll Zuversicht. Hielten nicht die Regimenter der Leibgarde noch treu zu ihm? Er berief ihre Obersten und schlug ihnen vor, sogleich die Flotte in Ostia segelfertig zu machen, die Garde auf die Schiffe zu setzen, sich nach Ägypten zu werfen. Von den Ostprovinzen aus, die treu und zuverlässig seien, könne man unschwer das Reich neu gewinnen. Die Herren hörten ihm mit der vorgeschriebe­nen Ehrfurcht zu, dann sahen sie einander an. Zögernd kamen ihre Einwände, triftige Einwände. Soll man wirk­lich die Hauptstadt ohne Kampf preisgeben? Ist es nicht schwierig, ist es nicht geradezu unmöglich, die Truppen aus der Stadt Rom, an der sie hängen, in den fragwürdigen Osten zu transportieren? Werden die Soldaten sich nicht wundern, wenn der Kaiser seine Hauptstadt preisgibt, statt notfalls im Kampf für sie zu sterben? Einer der Offi­ziere zitierte zynisch einen Vers des Vergil, den Nero mit besonderem Pathos vorzutragen liebte: »Ist es denn wirk­lich ein solches Unglück, zu sterben?« Der Kaiser schaute die Herren verwundert an, lächelte zerstreut, schüttelte den Kopf über soviel Kleingläubigkeit; er hatte nie gerne mit Offizieren zu tun gehabt.

Eine halbe Stunde später baten die Obersten der Garde um eine neue Audienz. Die wachsende Unruhe der Stadt, stellten sie dem Kaiser vor, erfordere eine Verstärkung sei­ner Leibwache. Vermehre man aber die Wachen um den Palatin, so errege das unliebsames Aufsehen in der Bevöl­kerung. Es sei deshalb ratsam, daß sich der Kaiser in die Servilianischen Gärten begebe, die viel leichter und unauf­fälliger bewacht werden könnten; es enthielten aber die Servilianischen Gärten eine Reihe von Kavaliers- und Wirtschaftshäusern der Hofhaltung. Die Herren hatten mit einem Wutausbruch des Kaisers gerechnet. Aber nichts dergleichen geschah; vielmehr wurde des Kaisers fleischiges Gesicht geradezu töricht vor kindlicher Ver­wunderung, und er sagte: »Ich habe immer geglaubt, daß ich auf dem Palatin auch ohne Wachen beruhigt schlafen könnte. Aber das ist schließlich eine militärische Frage, und ich füge mich den Sachverständigen,« und er gab lä­chelnd Weisung, nach dem Servilianischen Park zu über­siedeln. In Hast traf man die Vorbereitungen, und schon eine Stunde später machte sich Nero auf den Weg. Eine Abteilung Leibgarde begleitete ihn und stellte Wachen auf an allen Zugängen des weitläufigen Geländes.

Noch immer nicht glaubte der Kaiser, daß seine Herr­schaft oder gar sein Leben ernsthaft gefährdet sei. Er schloß sich zwei Stunden ein und schrieb den Entwurf einer Rede, die er auf dem Forum halten wollte, um vor den Römern seine Regierung zu rechtfertigen. Dies getan, versammelte er seine Freunde um sich – er wunderte sich, daß ihm von diesen eine kleinere Anzahl in die Serviliani­schen Gärten gefolgt war, als er berufen hatte – und las ihnen die Rede vor. Sein Projekt schien nicht viel Enthu­siasmus zu erwecken. Er wollte es nicht wahr haben und fragte die betreten und zögernd herumstehenden Herren, in welcher Kleidung er wohl am besten morgen auf dem Forum erscheinen solle, um die Rede zu halten. Jetzt end­lich faßte sich der Sekretär Phaon ein Herz und meinte sachlich, Nero werde nicht dazu kommen, die Rede auch nur anzufangen; das Volk werde ihn vorher in Stücke zer­reißen. »Glaubst du, mein Phaon, glaubst du wirklich?« meinte verblüfft der Kaiser. Jetzt redeten alle durcheinan­der, und es war klar, daß sie ohne Ausnahme seine Absicht für unausführbar hielten. Nero, mit einer gewissen Hef­tigkeit, sagte: »Ja, wenn ich das nicht tun soll, was dann bleibt mir noch? Soll ich mich direkt an den Führer der Aufständischen wenden, den General Galba, mich in seine Hände geben und an sein Gewissen appellieren? Oder soll ich zu den Parthern gehen als Schutzflehender?« Es waren aber die Parther die Erbfeinde der Römer, und Nero hatte, nach einem halbwegs geglückten Feldzug, eine leidliche Verständigung mit ihnen zuwege gebracht.

Den Abend verbrachte er wie immer. Er ließ sich rasieren, nahm das Verdauungsmittel, das sein Leibarzt ihm ver­schrieben, kleidete sich sorgfältig an und setzte sich zu Tafel. Er aß gegen seine Gewohnheit spärlich, aber seine Laune schien gut, er sprach viel und witzig, zumeist über Literatur, Theater, Kunstgewerbliches. Er hob die Tafel früh auf und ging zu Bett, um, wie er erklärte, andern Tags mit ausgeruhtem Kopf die nötigen Maßnahmen zu tref­fen.

Sein Schlaf war aber nicht gut, und eine Stunde vor Mitter­nacht stand er auf, um sich, wie er das zuweilen tat, in leutselige und informatorische Gespräche mit den zahlrei­chen Wachposten einzulassen. Allein zu seinem Erstaunen war der Posten vor dem Eingang verschwunden, und auch der nächste Wachposten war nicht da. Er ging zu dem Pa­villon, in dem Phaon untergebracht war. Der hatte ihn be­reits gesucht. Er hatte Nachricht, die Obersten der Garde hätten, nachdem der Kaiser den Palatin verlassen, die Mannschaften zusammenberufen und ihnen mitgeteilt, der Kaiser sei heimlich aus Rom nach Ägypten geflohen. Weiter hätten sie ihnen angekündigt, der neue Herr, Galba, habe sich verpflichtet, nach seinem Einmarsch in Rom jedem Mann der Garde ein Geschenk von dreißig­tausend Sesterzien zu machen. Daraufhin hätten die Trup­pen den Eid auf den neuen Herrn geleistet.

Es war im Freien, daß Phaon dem Nero dies mitteilte, in der Nacht vom achten zum neunten Juni. Es war eine un­gewöhnlich warme Nacht, dennoch schien der Kaiser zu frieren. Er stand da, mittelgroß, etwas dick und unförmig in seinem Schlafrock, Sandalen an den bloßen Füßen, und Phaon glaubte wahrzunehmen, daß sein massiges Gesicht erblaßte, und daß er die starke Unterlippe zwischen die Zähne preßte. Aber dann sagte er nur: »Das ist doch Un­sinn. Nie kann er ihnen dreißigtausend zahlen, und sie können doch ein so unsinniges Versprechen nicht ernst nehmen.« So wahnhaft seine Ideen manchmal waren, in diesem Fall glaubte er und hatte er an die menschliche Ver­nunft geglaubt. Er selber war sehr freigebig, er hatte seiner Garde außerordentlich hohen Sold und hohe Gratifikatio­nen gezahlt, so hohe, daß sie nicht wohl überboten wer­den konnten. Er hatte Ursache gehabt, anzunehmen, die Truppen würden auf das leere Versprechen noch höherer Gratifikationen nicht hereinfallen, und hatte sich auf sie verlassen. Im Grunde war es also sein Glaube an die menschliche Vernunft, durch den er unterging. Denn auf seinem weiteren Rundgang mußte er feststellen, daß die Mannschaften seiner Leibgarde offenbar gleichwohl auf die läppischen Versprechungen des Galba hereingefallen waren. Jedenfalls hatten alle Wachen still und heimlich ihre Posten verlassen. Dies erschreckte ihn, wenn er sich auch vor Phaon nichts merken ließ, und zum ersten Mal überkam ihn eine Ahnung, wie nahe sein Ende sei.

Er schickte Phaon fort und ging allein weiter durch den geräumigen Park, schleppenden Schrittes, von einem der kleinen Kavaliershäuser zum andern, um seinen Hof auf­zurufen. Doch fast alle Türen waren verschlossen, und man antwortete ihm nicht. Er ging zurück in sein Schlaf­zimmer, und jetzt waren auch seine Kämmerer und Lakai­en weggelaufen, sie hatten mitgenommen, was es mitzu­nehmen gab, sogar das goldene Büchschen mit dem Gift. Dies erbitterte ihn so, daß er gegen seine Gewohnheit kein Wort fand, weder ein pathetisches noch ein derb fluchen­des, sondern nur die Lippen fest verpreßte.

Im Lauf der nächsten halben Stunde fanden sich die letz­ten Menschen ein, die noch zu ihm hielten, die drei Freige­lassenen Phaon, Telos und Epaphrodit und sein schöner junger Freund und Bettgenosse, der sechzehnjährige Spo­rus. Nero saß stumm, bitter und schmollend auf seinem Bett, selbst die Polsterbezüge hatte das Gesindel gestoh­len. Schlaff und dicklich hockte er da, seine Beine kamen auffallend schlank unter dem kurzen, violetten Schlafrock hervor, die rötlichblonden Haare fielen ihm schweißver­klebt tief in die weiße Stirn, die Haut seines massigen, nicht unschönen Gesichtes war fleckig, die kurzsichtigen grauen Augen unter seinen zusammengezogenen Brauen starrten finster vor sich hin, und seine Freunde wußten nicht, ob er sie wahrnahm.

Endlich schaute er hoch. »Bitte, ruft mir den Ediko,« sagte er. Es war aber der Deutsche Ediko, einer der Solda­ten der Leibwache, die ständig um ihn zu sein pflegte, ihm der liebste. »Was wollen Sie von Ediko, Majestät?« fragte behutsam und sehr höflich Telos. »Ich denke,« erwiderte Nero, »er ist der geschickteste, mir behilflich zu sein, wenn ich sterbe. Ich möchte auf anständige Art sterben,« sagte er und schaute die vier an, einen nach dem andern, ruhig, fast heiter. »Ediko ist nicht da,« sagte schließlich Phaon, »niemand mehr ist da außer uns.« Nero schüttelte wieder den Kopf. »Merkwürdig, wie kleingläubig sie sind,« grübelte er.

»Das Beste wäre,« meinte nach einer Weile Phaon, »Sie begäben sich in meine Villa, Majestät.« »Hm ja,« machte Nero, »da hast du vielleicht recht,« und er stand träg auf. »Es ist ziemlich weit,« überlegte er, ungnädig. »An die acht Kilometer,« sagte Phaon. Der Knabe Sporus sagte be­flissen: »Sie haben noch Pferde in den Ställen gelassen.« Nero, bei der hellen Stimme seines Lieblings, klärte sich auf. »Das ist das erste Mal, daß du dich für Pferde interes­sierst, mein Sporus,« lächelte er.

Der Himmel hatte sich überzogen, es sah nach Gewitter her. Nero fand einen alten Mantel, den einer aus der Die­nerschaft gegen ein besseres Stück aus der Garderobe des Kaisers vertauscht haben mochte. Sie gingen nach den Ställen. Nero saß auf. Sporus reichte ihm den Mantel hin­ auf, er war weit, so daß man auch den Kopf bequem ein­hüllen konnte. Die Vermummung begann dem Kaiser Spaß zu machen. »Ist es gut so?« fragte er und drapierte sich. »Es sieht zwar schön aus,« tadelte trocken Phaon, »aber gleich wird der Mond wieder da sein, und dann er­kennt Sie jeder. Sie täten besser, Majestät, sich den Kopf ganz zu verhüllen.« Aber Nero sagte nur: »Los!« und setzte sein Pferd in Trab.

Sie passierten die große Zentralkaserne der Leibgarde, sie war erleuchtet und lärmvoll; wahrscheinlich traf man Vor­bereitungen, dem Galba entgegenzuziehen, sich Neros zu versichern, die Stadt zu besetzen. Der Kaiser und sein kleines Gefolge ritten eiligst weiter. Zwei Fußgänger ka­men ihnen entgegen. »Da sind schon wieder welche, die auf der Suche nach Nero sind,« sagte einer von ihnen. Gleich darauf begegneten ihnen zwei Soldaten der Garde. Die zögerten einen Augenblick, dann erwiesen sie die dem Kaiser vorbehaltene Ehrenbezeigung. »Da haben Sie es,« schimpfte leise Phaon.

Sie überquerten den Fluß Anio, ritten stumm weiter durch das nächtliche, spärlich mit Villen besetzte Land. Nied­rige Hügel wellten sich, weithin war nichts als Grassteppe und Unterholz, Wildkaninchen flohen vor den Hufen der Pferde. Endlich zweigte von der Hauptstraße der schmale Pfad ab, der zu der Besitzung des Phaon führte. Sie ließen die Pferde stehen, sie wollten nicht, daß die Dienerschaft ihre Ankunft wahrnehme. Um die Rückseite des Hauses zu erreichen, mußten sie sich durch Buschwerk, Dorn­gestrüpp und Röhricht einen mühsamen Weg bahnen. Manchmal breiteten die anderen ihre Mäntel über das Ge­strüpp, um dem Kaiser den Weg zu erleichtern, manchmal mußte man auf allen vieren kriechen.

Endlich hob sich vor ihnen die rückwärtige Mauer des Hauses. Phaon bat den Kaiser, zu warten, bis er ausge­kundschaftet habe, wie er ihn ins Haus schmuggeln und unbemerkt unterbringen könnte. Er nahm die andern mit, der Kaiser blieb allein in der Nacht. Er hockte nieder, zog ungeschickt die Dornen aus, die in seinen Kleidern stek- ken geblieben waren. Einzelne starke Stöße warmen Win­des kamen, Unruhe war in der Nacht, Hunde schlugen an, Vögel schrien vor dem Gewitter. Er hockte da, nachdenk­lich, mehrmals verwunden den Kopf schüttelnd. Er ver­spürte Durst, aber es gab nichts als eine Lache unsaubern, laulichen Wassers. Er schöpfte, trank, spuckte das Wasser angewidert aus, sagte vor sich hin: »Das ist jetzt ›Neros Trank‹;« es war aber ›Neros Trank‹ eine Mischung sieben verschiedener Weinsorten und Jahrgänge, die unter sei­nem Namen ging und unter diesem Namen noch lange bekannt blieb. Dann verrichtete er seine Notdurft, ernst­haft, nachdenklich, und überlegte, ob das wohl das letzte Mal sei.

Die andern kamen zurück. Sie hatten eine unbenützte, sehr niedrige Tür, die von der Rückseite ins Haus führte, soweit frei gemacht, daß man auf Händen und Füßen hin­durchkriechen konnte. Schnaufend also und mißbilligend kroch Nero hinein. Er kam in ein kleines, kellerartiges Gelaß, angefüllt mit dumpfiger Luft. Es schien nur küm­merlicher Mond herein, und man wagte nicht, Licht zu bringen. Da also lag der Kaiser auf zwei schäbigen Dek­ken, ziemlich erschöpft. Er hatte nur wenig zu Abend ge­gessen, und jetzt, nach dem beschwerlichen Weg, litt er unter Hunger und Durst. Phaon suchte nach Lebensmit­teln, brachte ihm trockenen Thunfisch und ein wenig sau­ren Landwein. Nero aß und trank, die ersten Bisse und Schlucke nahm er mit Gier und Behagen, die späteren mit Widerwillen. Dann legte er sich zurück, schloß die Augen.

»Hast du Nachricht aus Rom, mein Phaon?« fragte er nach einer Weile. »Ja,« sagte Phaon, »ich habe Nach­richt.« »Welche?« fragte Nero. »Der Senat hat beschlos­sen,« erwiderte der Sekretär, »Sie morgen, unmittelbar nach Sonnenaufgang, für einen Feind des Volkes zu erklä­ren und Sie nach Art der Vorfahren zum Tode zu brin­gen.« »Was ist das: nach Art der Vorfahren?« fragte auf­merksam der Kaiser. »Der Verbrecher,« erwiderte Phaon, »wird nackt mit Stricken gebunden, sein Nacken in eine Holzgabel gesteckt, und dann wird er mit Ruten zu Tode gegeißelt.« »Der Senat ist sehr mutig,« sagte Nero und schob verächtlich die starke Unterlippe noch weiter vor, »seitdem ich nicht mehr furchtbar bin.« »Es wäre immer­hin gut,« meinte Epaphrodit, »den Herren keine Mög­lichkeit zu geben, ihr Urteil auszuführen.« Nero blinzelte ihn sonderbar zerstreut durch die Dunkelheit mit seinen kurzsichtigen Augen an. »Du meinst,« konstatierte er, »es sei jetzt an mir, anständig zu sterben.« Die andern schwie­gen. »Ihr könntet recht haben,« fuhr er fort, und, in einem beiläufigen Ton, fügte er hinzu: »Hebt mir ein Grab aus, damit sie mich nicht finden und meinen Körper verstüm­meln, und legt mich hinein, bis sich Gelegenheit ergibt, mich auf geziemende Art zu verbrennen.« Sie wandten sich zögernd, zu gehen. Er indes betastete Mantel und Kleidung, die beschmutzt waren. »Noch Eines,« hielt er sie zurück. »In solchen Kleidern kann man nicht sterben,« erklärte er angewidert. »Anständige Kleider wenigstens verschafft mir. Und einen Kranz zum Sterben.« Und da sie noch warteten, sprang er unvermutet hoch, stampfte auf und rief heftig: »Macht schon voran!«

Sie verdrückten sich eilends, erschreckt durch sein unbe­herrschtes Geschrei. Den Knaben Sporus aber, als der mit ihnen gehen wollte, rief Nero zurück und wies ihn an, er möge sich neben ihn setzen. Mit einem jungenhaft schmollenden Ausdruck, als entschuldigte er sich, sagte er: »Habe ich nicht recht? Ein Kranz und anständige Klei­der, das ist doch das wenigste.«

Er zog den kleinen Dolch heraus, den er bei sich zu tragen pflegte, prüfte, mechanisch darüber hinstreichend, Schneide und Spitze, steckte ihn wieder ein. »Ich bin froh,« sagte er, »daß ich mich gestern abend noch habe rasieren lassen. Komm, mein Sporus, sieh zu, ob du mir nicht auch die Stirnlocken in Ordnung bringen kannst.« Er hockte da, die Hände um die Knie verschränkt, ziem­lich feist; auf seinem starken, fleischigen Gesicht mit der geraden, großen Nase und der mächtig sich wulstenden Unterlippe war Ruhe und keinerlei Furcht. Und während die sanften Hände seines Lieblings sich mit seinem wei­chen, langen, rotblonden Haar befaßten, schwatzte und meditierte er: »Es ist nicht leicht, ein guter Kaiser zu sein wie Cäsar oder Augustus. Auch ein guter Schauspieler zu sein wie Roscius oder Liban, ist nicht leicht. Aber ein gro­ßer Kaiser sein und gleichzeitig ein großer Schauspieler, das ist verflucht schwer.

Eigentlich war alles gut, was ich gemacht habe. Geld zwar ist keines da, und ich bin neugierig, wie dieser Verbrecher Galba das anstellen will mit den dreißigtausend, die er je­dem von meiner Garde versprochen hat,« – er schüttelte immer noch erstaunt den Kopf – »aber das, wofür ich das Geld ausgegeben habe, war gut. Wenn die Weltgeschichte gerecht ist, muß sie zu dem Urteil kommen: was Alexan­der nicht geglückt ist, Nero hat es erreicht. Nero hat in Wahrheit griechische Bildung und Sitte über die Welt ver­breitet. Wahrscheinlich freilich ist die Weltgeschichte nicht gerecht, und sie wird sich nur bei dem aufhalten, was ich angeblich schlecht gemacht habe.

Jetzt also muß ich auf ein großes Leben einen großen Tod setzen. Seneca war mir da kein schlechter Lehrer. Er ist auf anständige Art gestorben. Im Grund muß er mir dankbar sein, daß ich ihm die Möglichkeit eines anständigen Todes gegeben habe. Besser so, als daß er kleinbürgerlich im Bett gestorben wäre. Wie wäre es, mein Sporus, willst du mir nicht mit dem Sterben vorangehen?« Er beachtete es nicht, daß der Knabe erschreckt von ihm abrückte. »Ich bin si­cher,« fuhr er fort, »daß diejenigen, die ich habe umbrin­gen lassen, es mir nicht mehr verübeln, nun sie bei den Untern sind. Ich habe ziemlich viele umbringen lassen, sehr viele, aber es hatte seine guten Gründe. Jetzt, nach­dem sie tot sind, werden die Toten selber das verstehen, und wenn ich zu ihnen hinuntersteige, werden sie mich ehrerbietig und freundschaftlich grüßen. Meinst du nicht auch, mein Sporus?« Aber der Knabe Sporus hatte sich davongemacht.

Nero mit seinen kurzsichtig blinzelnden Augen spähte in die Winkel, sah den Knaben nicht, erhob sich schwerfäl­lig, tastete den Raum ab. Wut packte ihn, daß er allein war. »Wo bist du, du Schwein, du Wegwurf?« schrie er, grölte er pöbelhaft. »Ich lasse dich auspeitschen, ich lasse dich ans Kreuz hängen, du Verräter, du Schwein.« Er hatte Mitleid mit sich selber und eine wütende Lust nach der Berührung menschlicher Haut. Alle ließen ihn im Stich. Kein Knabe war da, keine Frau, daß er sich mit ihr mi­schen konnte. Er atmete heftig vor wütiger Gier. Zerbiß sich die vollen Lippen vor Zorn über Sporus und seine Freundin Calvia, daß sie nicht da waren, und über Pop­päa, daß sie tot war.

Er hörte die andern zurückkommen und faßte sich so­gleich. Anständig zu sterben galt es. Spielend mit dem Dolche, bat er: »Sprich mir vor, Telos, wie du um mich klagen wirst,« und als Telos widerwillig und peinvoll die üblichen Verse der Totenklage sprach, korrigierte er ihn mehrere Male.

Jetzt aber hörte man Reiter; es mußte eine ganze Schwa­dron sein, die das Haus umstellte. »Wenn sie erst hier ein­dringen, Majestät,« mahnte Phaon, »dann ist es zu spät.« Der Kaiser erwiderte hochmütig: »Diese Mahnung hättest du dir sparen können.« Ohne Hast, mit Hilfe der andern, zog er das Kleid an, das sie ihm gebracht hatten. Auch einen Kranz hatten sie aufgetrieben; er war struppig, schä­big, aber immerhin ein Kranz.

Nero setzte sich zurecht. »Halte mir die Schultern, Phaon,« befahl er, »und laß mich langsam gleiten, wenn es so weit ist.« Den Epaphrodit aber hieß er die Hand um­

klammern, in der er selber den Dolch hielt. Die beiden Männer taten nach seinen Worten. Telos stand an der Tür, um die sich Nähernden aufzuhalten, bis der Kaiser es voll­bracht habe.

Nero sah von einem seiner Freunde zum andern, seufzte tief, sagte: »Welch ein Künstler stirbt in mir,« und stieß sich, mit Hilfe des Epaphrodit, den Dolch in die Kehle.